

Ich will mit einem Lächeln geben

Ich will mit einem Lächeln gehen

Was zählt, wenn du nichts mehr beweisen musst

Michael Sicher

© 2026 Michael Sicher
1010 Wien, Tuchlauben 7a
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung, Typografische Gestaltung, Satz: Michael Sicher

Lektorat: Josefa Niedermaier, stimmt-das-so.at

Druck und Bindung:
druck.at Druck- und Handelsgesellschaft mbH, Leobersdorf

Privatdruck (Juli 2026), nicht für den Buchhandel.

Für Michael

(1964–2009)

Das Beweisen

I

Es muss eben Unterschiede geben

Phillip hört noch heute das Knirschen des Schotters.

Gegen Ende der Volksschulzeit bekam er seinen ersten elektrischen Rollstuhl. Gerade rechtzeitig für den Schulausflug nach Schönbrunn. Er testete sein neues Gefährt auf Herz und Nieren. Zum ersten Mal fühlte er sich frei. Die Volksschule war übrigens eine Sonderschule, genau wie später die Hauptschule.

■

Drei Jahre später, an einem frühlingshaften Tag, ging er einkaufen. Auf dem Nachhauseweg flitzte er den Gehsteig

entlang, wie meistens mit der Höchstgeschwindigkeit seines Boliden von 10 km/h. Er kannte seine Schleichwege, denn viele Gehsteige waren noch nicht abgeschrägt. Eine ältere Dame stand mit ihrem Einkaufskorb vor einem Fenster, aus dem sich eine andere Dame beugte und sich mit ihr unterhielt. Er fuhr langsamer. Im Vorbeifahren hörte er die Dame, die sich gemütlich auf das Fensterbrett lehnte, sagen: „Er ist so lieb. Er lächelt immer.“ Phillip fuhr weiter. Jetzt sogar noch ein bisschen fröhlicher.

Sie hatte recht. Für einen Dreizehnjährigen war das ein schönes Kompliment. Das Lächeln wurde zu seinem Markenzeichen – über die nächsten vierzig Jahre. Auch wenn ihm nicht immer danach war.

Die Dame würde das vermutlich immer noch über ihn sagen. Aber mit Anfang Fünfzig fühlte sich „lieb sein“ anders an als mit dreizehn.

■

Seine Freundlichkeit öffnete Türen. Er versteckte seine Behinderung nicht. Er ignorierte sie – soweit es ging. Wenn er frustriert war, ließ er es sich nicht anmerken. Das machte ihn erfolgreich.

Er nutzte seine Kreativität, um etwas Neues zu schaffen. Ein Mentoringprogramm, das CEOs direkt mit qualifizierten Rollstuhlfahrern zusammenbrachte. Eine Buchungsplattform für barrierefreie Hotelzimmer. Große Projekte. Von null aufgezogen. Allein.

Alles brachte er sich selbst bei: Programmieren, Design, Marketing, Vertrieb. Dank seiner Mutter, die ihm seinen ersten PC kaufte und ihn förderte.

Und er verschenkte vieles. Nicht, weil er keinen Geschäftssinn hatte. Damit er überhaupt eine Chance bekam.

Phillip hatte den Anspruch, der Beste zu sein. Wenn du der Beste bist, müssen sie dich anerkennen. Nicht wahr?

Nachts, wenn seine Assistenz schlief, saß er noch vor dem Computer. Nur noch eine E-Mail. Nur noch dieses Problem lösen. Nur noch ... Das Lächeln war längst kein Kompliment mehr. Es war immer noch da. Nur noch nach außen.

Jedes Projekt, jede lange Nacht, jedes Lächeln – alles war eine Antwort auf die immer gleiche Frage. Eine Frage, die ihm nie jemand direkt stellte. Aber die in jedem Blick lag, in jeder Absage, in jedem „Das ist aber bewundernswert, was du trotzdem alles schaffst“. Die Reaktion der anderen.

Die Angst vor dem Kündigungsschutz. Die Persönliche Assistenz. Die notwendige Rampe.

Bist du es wert?

■

Was Phillip erst später erkennen würde: Es gibt drei Arten von Rollstuhlfahrern. Und welcher Typ du bist, macht etwas mit dir.

Es gibt unzählige Arten von körperlichen Behinderungen. Gesellschaftlich gibt es drei. Nicht nach Diagnosen – nach ihrem Wert für die Gesellschaft. Nach der Geschichte, die sich die Leute über dich erzählen, wenn sie dich sehen und dir zuschreiben, was dir möglich ist und was nicht. Und diese Geschichte bestimmt alles: Respekt, Chancen, ob du ernst genommen wirst. In welche Schublade du kommst, prägt dein Leben.

Ein junger Mann springt bei einer Live-Fernsehschow über Autos. Fällt unglücklich. Danach sitzt er im Rollstuhl. Die Zeitungen überschlagen sich. Er wird über Nacht zum Promi. Das sind „die Bewunderten“. Menschen, mit denen sich die Gesellschaft identifizieren kann, weil sie das gleiche „normale“ Leben hatten wie die meisten anderen. Sie sind die Helden einer Tragödie. Sogar dann, wenn sie selbst

schuld daran sind. Sie sind „tapfer“, weil sie sich „zurück ins Leben gekämpft“ haben. Sie eignen sich bestens, um für behinderte Menschen einzutreten und Spenden zu sammeln. Ihre Erfolge werden respektiert: „Schau, was er trotz allem geschafft hat.“ Es gibt ein „Davor“, das zu respektieren ist – und ein „Danach“, das zu bewundern ist.

Eine Frau bemerkt, dass ihre Hände zittern. Zunächst hin und wieder. Dann immer mehr. Sechs Monate später kommt die Diagnose. Ihre Freunde sagen: „Du siehst doch gut aus.“ Das sind „die Unglücklichen“. Sie werden nicht aus ihrem Leben gerissen, sie verlieren es allmählich. Pech. Schicksal. Mehr braucht die Gesellschaft als Erklärung nicht. Sie erhalten Sympathie, die allzu oft in Mitleid umschlägt. Alle erinnern sich an ein „Davor“. Wahre Freunde werden weniger.

Ein Kind kommt vom Kinderwagen direkt in den Rollstuhl. Es hat keine Geschichte, die man bewundern könnte. Es hat kein „Davor“. Es sitzt im Rollstuhl, seit es denken kann. Das sind „die Unterschätzten“. Ein „normales“ Leben hatten sie nie. Die Gesellschaft spricht ihnen ab, etwas verloren zu haben. Oft werden sie besonders fürsorglich betreut. Erst recht, wenn ihnen Ärzte eine geringe Lebenserwartung prophezeien. Die Behinderung wirkt sich auf die ganze Familie aus. Geschwister fühlen sich zurückgesetzt,

Beziehungen zerbrechen. Oft steht ein Elternteil allein da. Die Gesellschaft sieht vielleicht dessen Stärke, denn das Kind muss zweifellos eine enorme Belastung sein. Wenn du in dieser Schublade aufwächst, lernst du schon früh: Du musst beweisen, dass du keine Belastung bist. Im Berufsleben, wo man dich trotz bester Qualifikation ablehnt. Bei der Partnersuche, wo man dir nahelegt, dich unter „Deinesgleichen“ umzusehen. Du beweist und beweist. Denn eine Belastung bist du in ihren Augen ohnehin. Eine emotionale. Und eine finanzielle.

Phillip war einer, der in diese dritte Schublade gesteckt wurde. Mit vierzehn Monaten aus ungeklärter Ursache krank geworden. Muskelerkrankung. Sechs Jahre – höchstens. Vom Kinderwagen direkt in den Rollstuhl. Kein „Davor“. Keine Normalität. Und die Gesellschaft trauerte nicht um etwas, das er verloren hatte. Denn in ihren Augen hatte er nie etwas gehabt.

■

Hinter seinem Lächeln lag eine innere Traurigkeit. Nicht wegen der Frage *Warum ich?*, sondern wegen der Frage *Warum ich nicht?*

Phillip hinterfragte diese Frage nie. Er beantwortete sie. Mit Projekten, mit Leistung, mit seinem Lächeln. Mittler-

weile schon jahrzehntelang. Als ob eine Antwort jemals reichen würde.

Was er zu diesem Zeitpunkt nicht wusste: Die Frage war das Problem. Nicht seine Antworten. Die Frage selbst.

*Welche Frage versuchst du dein ganzes Leben lang zu
beantworten? Und wer hat sie gestellt?*

Mehr zum Buch: michaelsicher.at
Über den Autor: sicher.at